

Christian Seifert
mit Dorita Plange

**»ICH HABE
NANOBOMBEN
UNTER
DER HAUT«**

**Der ganz normale
Wahnsinn aus der
Notrufzentrale**

112

riva



Feuerwehrrhumor

Wer viel arbeitet, muss auch mal lachen. Und ich kann an dieser Stelle versichern: Wir lachen viel und oft. Gern auch über uns selbst.

»Wiederholen Sie, Florian ...«

Bei Ausbruch eines größeren Brandes weit nach Mitternacht wird auch der damalige Leiter der Freiwilligen Feuerwehr alarmiert. Noch im Halbschlaf ist er in die Uniform gesprungen und zum Auto gerannt. Von dort meldet er sich bei uns über Funk. Wir teilen ihm die Einsatzadresse und einige andere Details mit und warten – wie es üblich ist – auf die Bestätigung und Wiederholung des Einsatzauftrages. Die kommt auch. Aber wir verstehen kein Wort. Der Mann nuschelt extrem. Was ist denn bloß los mit ihm?

Mehrfach fordert der Disponent eine vernünftige Rückmeldung ein: »Wiederholen Sie, Florian ...!«

Alle seine Antworten sind wieder völlig unverständlich. Gar nicht typisch für diesen hundertprozentig zuverlässigen Mann. Irgendwann verliert der Disponent die Geduld: »Also wirklich! Dann nehmen Sie endlich mal die Zähne in den Mund, vielleicht wird es dann besser ...« Antwort: »Daf geht nift. Die liegen am Nafttif!«

Wir haben uns diesen Brüller natürlich noch ungefähr zehnmal in der Kurzeitaufzeichnung angehört. Nichts für ungut, verehrter Kollege. Es war wirklich nicht böse gemeint.

Der Einsatzleiter

Auch Einsatzleiter schießen zuweilen mal ein Eigentor – so wie dieser, der nach einem Verkehrsunfall zwischen einer Straßenbahn und

einem Auto folgende Abschlussmeldung absetzte: »Pkw gegen Tram, Straßenbahn war nicht beteiligt.« Noch Fragen?

Die Nervensäge

Nervensägen schlägt man am besten mit ihren eigenen Waffen. Wie das geht, hat ein pfiffiger (mittlerweile pensionierter) Kollege mal sehr anschaulich in der alten Einsatzzentrale in der Münchner Hauptfeuerwache demonstriert. Dort stand ein Fernseher, auf dem jeden Abend die *Tagesschau* lief. Mitten hinein platzt eines Abends ein wenig beliebter Vorgesetzter mit hohem Führungsdienstgrad, der sich offenbar auf einen netten Fernsehabend in den Reihen der damaligen Disponenten eingerichtet hat. Genervtes Gemurmel, einige gehen sofort auf Tauchstation: »Der schon wieder ...« Nur einem scheint die Sache Spaß zu machen: »Lasst mich mal machen. Wird schon!«, grinst der Kollege.

Sofort nach dem Wetterbericht schaltet er den Fernseher aus und das Radio an. Bayern 4 – Klassik. Und schon hat die Nervensäge eine steile Falte auf der Stirn: »Was ist denn jetzt los?«

Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortet der Kollege mit großem Ernst: »Die Einsatzzentrale hört jetzt klassische Musik!«

Keine zwei Minuten später – alle behalten eisern die Fassung – verlässt der unbeliebte Gast die EZ und ward nicht mehr gesehen. Jedenfalls nicht mehr zum Fernsehen. Nervensäge und auch noch Kulturbause – ganz böse Kombination ...



Scrat lebt!

Die wohl verrückteste Eichhörnchenrettung Münchens ereignete sich an einem kühlen Oktobertag 2012 – also in der Zeit, in der die eifrigen Sammler vor dem ersten Schnee noch eilig ihre letzten Vorräte vergraben.

Eine Passantin meldet sich aus dem Münchner Stadtteil Giesing: »Ich hoffe, Sie halten mich jetzt nicht für verrückt, aber hier schaut ein Eichhörnchen aus dem Gullydeckel!«

Bitte? Seit wann leben Eichhörnchen in der Kanalisation? Ich frage mich, was die werthe Dame heute wohl schon so alles getrunken hat. Oder kann sie vielleicht eine Ratte nicht von einem Eichhörnchen unterscheiden?

Ich habe ihr bitter Unrecht getan und entschuldige mich an dieser Stelle dafür. Denn mitten auf dem Gehweg neben einer belebten Durchgangsstraße ragt wahrhaftig ein rotes Eichhörnchenköpfchen aus einem der gusseisernen Löcher des Kanaldeckels. Die beklagenswerte kleine Kreatur ist in Panik, zappelt wild und fiept schrill. Ein Ohr ist bei den verzweifelten Befreiungsversuchen schon eingerissen und blutet. Das Eichhörnchen sitzt in einem der gusseisernen Löcher, die sich nach oben verengen, komplett fest.

Das Tier muss auf der Suche nach Nüssen oder Eicheln ins Fallrohr einer Dachrinne gefallen und so im weichen Schlamm eines unterirdischen Abflusses gelandet sein. Angelockt vom Tageslicht, versuchte es dann offenbar, sich mit Gewalt durch ein Loch des Gullydeckels ins Freie zu quetschen. Was für ein mutiger kleiner Kämpfer. Genauso tollkühn wie das kultige Säbelzahneichhörnchen Scrat aus dem Eiszeitcomic *Ice Age*, das meine beiden Kinder so lieben. Nur dass unser Scrat hier leider nur ein Leben hat.

Wir müssen uns beeilen. Eichhörnchen sind nämlich schwierige Patienten. Ich habe es mehrfach erlebt, dass sie uns einfach in der Hand gestorben sind – Herzkasperl vor lauter Angst.

Sehr vorsichtig heben wir daher den Deckel samt Eichhörnchen ab. Ein Kollege ist eigens dafür abgestellt, das Hinterteil des Tierchens immer schön waagrecht zu halten. Der erste Versuch, das gestäubte Pelzchen mit etwas Seife und Wasser zu glätten und weich zu machen und das Tier dann vorsichtig nach hinten hinauszuziehen, scheitert. Die Öffnung ist einfach zu eng.

Und so tritt unser durchnässtes Hörnchen samt seiner gusseisernen Halskrause die Reise in unsere Werkstatt auf der Hauptfeuerwache an. Zeitgleich trifft auch der Tierarzt von der Tierrettung München e.V. ein, der das Tier zunächst mit einem Beruhigungsmittel sediert. Den Rest der Befreiungsaktion verschläft unser kleiner roter Freund somit. Und das ist auch besser so. Mit allerhand Feinmechanikerwerkzeug wie Winkelbohrer und Flex mit biegsamer Welle durchtrennen wir zunächst den massiven Metallsteg. Das ist normalerweise das Werkzeug für allerhand pikante Einsätze wie allzu enge Eheringe, Blechtöpfe auf Kinderköpfen, Finger in Fleischwölfen oder diverses Sadospielzeug an unbeschreiblichen Körperstellen. Nicht selten enden solche Einsätze im Operationssaal. Das können wir unserem Eichhörnchen zum Glück ersparen. Wir erweitern das Loch, bis das Köpfchen wieder hindurchpasst. In der Tierklinik schläft das kleine Kerlchen dann seinen »Rausch« aus, bevor es in seinem Revier wieder freigelassen wird.

Tage später wird uns für diese von der Presse viel beachtete Rettungsaktion eine besondere Ehre zuteil. Die Feuerwehr München wird von der Tierschutzorganisation PETA nämlich zu »Helden für Tiere« ernannt. Mit Urkunde und allem Drum und Dran! Die hat jetzt auf unserer Hauptfeuerwache einen Ehrenplatz. Eine Begründung dafür gibt es natürlich auch: »Wir sind begeistert über den Einsatz der Münchner Feuerwehr, die mit diesem umsichtigen Einsatz und der Hilfe des Tierarztes das Leben des sensiblen Tieres retten konnte.« So ist es!



Babyalarm

Sie denken, es gäbe nichts Natürlicheres als eine Geburt? Das wäre schön. Doch ich muss Sie leider enttäuschen. Davon ist der moderne Mensch manchmal leider so weit entfernt wie die Milchstraße.

Als Vater zweier (übrigens sehr gelungener) Kinder, zeitweiliger Rettungsassistent an der Seite des Neugeborenennotarztes und nach einem einwöchigen Klinikpraktikum mit 35 (!) Geburten darf ich da wohl ein wenig mitreden. In der Zeit der bevorstehenden Geburt unserer Kinder habe ich meine Frau zu allerhand Geburtsvorbereitungskursen und auch bei der Auswahl der infrage kommenden Kliniken begleitet. Seitdem wundert mich eigentlich nichts mehr:

Speziell die Fragen übermotivierter Väter ließen mich zuweilen die Fäuste in der Tasche ballen. Die wissen alles. Wirklich alles. Sogar besser als die Ärzte. Und viel, viel besser natürlich als das dicke, dumme, gebärende »Frauchen« nebendran.

Warum sich manche Frauen solche Unverschämtheiten gefallen lassen, habe ich nie verstanden. Da stehen sie dann und schauen peinlichst berührt zu Boden, während Gatte Superschlau das medizinische Personal mit seinem Halbwissen und unendlich blöden Fragen wie dieser quält: »Ist es denkbar, dass die Milch in der Brust sauer wird, wenn es mit dem Stillen nicht sofort klappt?«

Oder dieser Stutzer hier, der mir und meiner Frau bei einer Vorstellung der infrage kommenden Geburtskliniken ziemlich unangenehm auffiel. Bei der Besichtigung des Kreißsaals in einer großen städtischen Klinik, in der immerhin rund um die Uhr ein Neugeborenennotarzt und auch alle anderen Spezialisten zur Verfügung stehen, mokierte er sich laut über die etwas steril wirkenden grünen Fliesen und die »unmoderne Badewanne«. Nichts fand vor seinen strengen Augen Gnade. Und dann setzte er noch einen drauf: »In der Privatklinik, die wir gestern besichtigt haben, war sogar die rote Geburtsbadewanne ein Designerstück. Da könnte man sich hier mal ein Beispiel nehmen. Gibt

es hier denn wenigstens Musik?« An diesem Punkt platzte der resoluten Hebamme allerdings der Kragen: »Dann sollten Sie sich jetzt mal entscheiden, was Sie wollen: Carrara-Marmor und große Oper oder unsere Spezialisten, die hier rund um die Uhr für die Sicherheit Ihres Babys und Ihrer Frau sorgen. Auf die können Sie in Ihrer exklusiven Privatklinik nämlich lange warten.« Klasse! Er schnappte empört nach Luft und rauschte wortlos mit seiner Gattin davon.

Dieses ganze pränatale Gequatsche treibt mich wirklich zur Weißglut. Und ich frage mich: Wer kriegt hier eigentlich das Kind? Und woher nehmen die Frauen, die Ärzte und das Pflegepersonal bloß die Geduld mit diesen Klugscheißern?

Ich erinnere mich da beispielsweise an einen Fall, in dem wir gleich nach der Geburt um das Leben eines Neugeborenen kämpfen mussten. Dem Kind ging es sehr schlecht. Der Vater stand die ganze Zeit daneben und sparte nicht mit guten Ratschlägen wie diesem: »Meine Frau und ich möchten keine Medikamente der Schulmedizin. Versuchen Sie es doch lieber mit Homöopathie ...« Ich habe wirklich nichts gegen die Homöopathie. Ganz im Gegenteil. Aber in der Notfallmedizin stößt sie nun mal an ihre Grenzen. Der Neugeborenennotarzt hat den Vater dann freundlich, aber bestimmt aus dem Raum begleitet. Der besorgniserregende Zustand seines kleinen Sohnes hat sich kurz darauf stabilisiert und er konnte schon einige Tage später mit seinen glücklichen Eltern die Klinik verlassen.

Manchmal treffen Eltern auch Entscheidungen, die wirklich niemand nachvollziehen kann. Und leider ist das gar nicht so selten. Ich meine zum Beispiel Eltern, die in ihrem verständlichen Wunsch nach der natürlichen Geburt in gewohnter Umgebung unkalkulierbare Risiken eingehen. Bei Hausgeburten in Kombination mit Risikoschwangerschaften wird die Natur nämlich zuweilen derartig herausgefordert, dass es dann wirklich plötzlich um Leben und Tod gehen kann. Ganz gefährlich wird es, wenn solche Notfälle außerhalb der Stadt und fern der Fachkliniken eintreten, die für solch schwierige Fälle gerüstet sind. Der schlimmste Fall, an den ich mich erinnern kann, ereignete sich vor einigen Jahren etwa 50 Kilometer südlich vor den Toren der Stadt.

Ein kleines, mit einfachen Mitteln hergerichtetes Bauernhaus, in dem ein junges Paar seinem Ideal vom ökologisch korrekten Leben frönte. Die Frau erwartete Zwillinge. Eine Risikogeburt. Das hatten die Ärzte ihr unmissverständlich klargemacht. Doch sie schlug alle Ratschläge in den Wind, richtete sich ihr heimeliges Geburtszimmer mit allerhand bunten Tüchern, Kerzen und meditativer Musik her und harrete des Wunders der Geburt. Das ließ dann auch nicht mehr lange auf sich warten. Allerdings weit weniger wunderbar, als sich diese beiden Geburtsromantiker das vorgestellt hatten.

An einem frühen Samstag setzten die Wehen ein. Mehrere Stunden lang quälte sich die Frau unter heftigen Schmerzen. Am Ende hatte sie einfach keine Kraft mehr. Als der Vater sich mittags endlich über den Notruf 112 in der zuständigen Leitstelle in der nächsten Kreisstadt meldete, war es schon fast zu spät.

Als erste Maßnahme schickten die Kollegen zunächst einen Notarzt und zwei Rettungswagenbesatzungen los. Angesichts der dramatischen Situation – schließlich ging es um drei Menschenleben – wurden wir in München um Unterstützung gebeten. Klarer Fall für unseren Neugeborenen-Notarztwagen, der in Begleitung eines Kinderarztes aus dem Deutschen Herzzentrum und einem Intensivinkubator für die Babys losfuhr. In Anbetracht des weiten Weges entschlossen wir uns, die Polizeihubschrauberstaffel um Hilfe zu bitten. Kurz darauf nahm der Polizeihubschrauber unseren Neugeborenennotarzt auf und flog ihn direkt zum Einsatzort. Auch der Rettungshubschrauber »Christoph 1« flog mit einem weiteren Notarzt zum Einsatzort – dicht gefolgt vom Intensivtransporthubschrauber, der auch noch einen Kindernotarzt und den zweiten Intensivinkubator an Bord hatte. Am Ende standen auf der Wiese hinter dem Bauernhäuschen jede Menge Rettungsfahrzeuge und drei (!) Hubschrauber – zwei für die Babys und einer für die stark geschwächte Mutter. Sie hatte bei der Geburt sehr viel Blut verloren und war kreislaufinstabil.

Die zwei kleinen Jungen waren zehn Wochen zu früh dran gewesen. In einer Klinik hätte man sie unverzüglich per Kaiserschnitt auf die

Welt holen und sofort medizinisch versorgen können. Unter diesen Umständen schwebten Mutter und Kinder jedoch bereits in akuter Lebensgefahr. Von den Kosten dieses gewaltigen Einsatzes mal ganz zu schweigen.

Die Mutter und ihre Zwillinge haben die völlig missglückte Hausgeburt überlebt. Ob mit oder ohne Folgeschäden, haben wir allerdings später nicht mehr erfahren. Unsere Notärzte jedenfalls waren stinksauer über den unverantwortlichen Leichtsinn dieser Eltern, die entgegen allen ärztlichen Ratschlägen ihr Lebensmodell über das Wohl ihrer ungeborenen Kinder gestellt hatten.

So viel zum Thema »Geburt ist die natürlichste Sache der Welt«.



Benni

Kinder sind scharfe Beobachter und reagieren im Ernstfall häufig unglaublich besonnen. Ich habe immer wieder erlebt, dass Kinder in Notsituationen in der Lage sind, weit über sich hinauszuwachsen. Solch ein Bub ist auch Benni.

»Meine Mama ist krank!«

Eine helle Kinderstimme. Ein kleiner Junge, ungefähr im Kindergartenalter, würde ich schätzen. Es ist heller Mittag und es klingt nicht so, als ob sich da ein Lausbub einen Scherz am Notruf mit uns erlaubt.

»Hallo! Wer bist denn du?«

»Der Benni!«

»Hallo, Benni! Was fehlt denn deiner Mama?«

»Weiß nicht. Sie hat aber gesagt, ich soll die Feuerwehr anrufen, wenn sie mal krank ist. Und dann kommt einer und macht sie wieder gesund.«

»Stimmt genau, Benni. Und darum musst du mir jetzt ein bisschen helfen. Weißt du, wie die Straße heißt, in der ihr wohnt?«

»Weiß nicht.«

»Und wie heißt deine Mama?«

»Mama. Hab ich doch gesagt«, erwidert er leicht empört über den dummen Mann am anderen Ende des Telefons. Unter anderen Umständen hätte ich jetzt laut gelacht.

»Ja klar, entschuldige, Benni.«

Neuer Versuch: »Wenn ihr Semmeln kaufen geht, was sagt dann die Bäckerin zu deiner Mama?«

»Grüß Gott, Frau Müller.«

Müller. Der Allerweltsname schlechthin. Keine Chance, in der Kürze der Zeit alle Müllers in Stadt und Landkreis München abzufragen.

»Kannst du denn mal bei den Nachbarn läuten?«

»Is niemand da.«

»Schau mal aus dem Fenster, Benni. Was siehst du?«

»Die Bäume und die Straße und die Autos. Und den Bus.«

»Wo fährt denn der Bus hin?«

»Weiß nicht.« Ach, Kleiner, du machst es aber spannend.

»Kann ich mal mit Mama sprechen?«

»Mama wackelt nur ...« Pause. »Mama?«

Sein Stimmchen zittert. Benni hat jetzt Angst. Also schnell ablenken.

»Benni, schau doch noch mal aus dem Fenster. Ist da jemand, den du kennst oder mit dem du sprechen könntest?«

»Nein.« Und dann sagt er plötzlich: »Alle sind bei McDonald's.«

Was meint er damit? Nachfrage: »Siehst du von eurer Wohnung aus vielleicht einen McDonald's, Benni?«

»Jaha!«, ruft er begeistert. »Manchmal geht Mama mit mir dahin und dann kriege ich Pommes. Und Hühnchen. Und da geht die Treppe runter. Da fahren alle Züge zum Hars. Ich fahre gerne Zug!«

Was hat er da gerade gesagt. Zum Hars? »Wer ist denn der Hars, Benni? Ist das dein Freund? Oder vielleicht ein Hund?«

Zum zweiten Mal in zwei Minuten habe ich mich in seinen Augen wohl als ernst zu nehmender Gesprächspartner disqualifiziert. Denn er sagt empört: »Der Hars ist doch kein Hund. Der Hars ist doch, wo wir wohnen! Ich hätte aber gern einen Hund. Mama will aber keinen Hund.«

Oh du wunderbares Kind! Ich könnte dich küssen! Er hat mir soeben seine Adresse genannt. Er meint ganz offensichtlich den Harras – einen sehr belebten Platz mit U- und S-Bahn, einem Busbahnhof und einer McDonald's-Filiale! Nur die Hausnummer lässt er sich nicht entlocken. Und ich weiß immer noch nicht, was Bennis Mutter fehlt ...

Ich schicke also eine Rettungswagenbesatzung zum Harras los und erkläre Benni, dass er am Fenster bleiben und sofort Bescheid sagen soll, wenn er Blaulicht sieht. In der Zwischenzeit muss ich ihn bei Laune halten. Wir unterhalten uns also über die anderen frechen Kinder im Kindergarten, über seine Dino-Sammlung und führen ein Fachgespräch über die besten Eissorten. Und dann jubelt er plötzlich: »Feuerwehr!«

Ich sage zu ihm: »Wink mal ganz fest, dass die Feuerwehrleute dich auch sehen können.«

Die Bestätigung der Kollegen lässt nicht lange auf sich warten: »Ein Kind winkt im zweiten Stock!« Sie haben ihn gefunden. Super!

»So, Benni, das hast du toll gemacht. Und jetzt gehst du runter und machst die Tür auf.«

»Ich darf aber nicht aufmachen, hat Mama gesagt.«

»Heute darfst du aber, denn wir wollen deiner Mama doch helfen.«

Man kann förmlich hören, wie der Kleine jetzt nachdenkt. Schließlich siegt die Angst um seine kranke Mama. Er legt den Hörer hin, die Tür klappt auf, dann hallen Stimmen im Treppenhaus. Ich höre einen Kollegen fragen: »Du bist der Benni, ja? Komm, wir schauen mal nach deiner Mama ...«

Später erzählte mir der Kollege, dass er nie vergessen wird, wie der kleine Blondschoopf da in der Tür stand – seinen blauen Stoffelefanten ganz fest an sich gedrückt, mit ganz großen, blauen, ernsten Augen. Er war ja erst vier Jahre alt und hatte eine wirklich erstaunliche Leistung vollbracht.

Bennis Mutter lag im Wohnzimmer auf dem Teppich. Sie leidet öfter unter plötzlich auftretenden Krampfanfällen und hatte ihren Sohn sehr klug auf diese Notfallsituation vorbereitet. Sie wurde unter Notarztbegleitung in die Klinik gebracht und erholte sich rasch wieder.

Im Kindergarten hat unser kleiner Lebensretter danach wahrscheinlich mächtig geprahlt mit seiner Heldentat. Seine Mutter hat sich später bei uns bedankt und uns mitgeteilt, dass Benni jetzt genau weiß, was er einmal werden will: Feuerwehrmann!



Der Bienenstich

Sie meinen, dass Kinder kein Handy brauchen? Dass sie sich das sogar erst regelrecht verdienen sollten mit guten Noten und einem halbwegs aufgeräumten Zimmer? Aus Feuerwehrsicht und auch als Vater zweier sehr aktiver Kinder sehe ich das mittlerweile ganz anders. Ein kleiner Junge namens Sebastian hat diesen Sinneswandel bei mir ausgelöst. Sebastian nämlich hat im zarten Alter von gerade mal sieben Jahren per Handy seiner Großmutter definitiv das Leben gerettet. Weil er ein tolles Kind ist. Und weil er vorausschauende Eltern hat. Seine Großmutter hatte ihn an jenem milden und sonnigen Oktobertag gerade von der Schule abgeholt. Beim Einsteigen ins Auto wurde die Allergikerin von einer Biene gestochen. Ihr Zustand verschlechterte sich in kürzester Zeit rapide. So schnell, dass sie es nicht mehr schaffte, sich das Gegenmittel aus der Notfallspritze zu injizieren, die sie stets in der Handtasche bei sich trug. Ihr Enkel musste mitansehen, wie ihr Gesicht, die Lippen und die Zunge bedrohlich dick und blau anschwellen. Die Großmutter drohte zu ersticken. Ihr Kreislauf brach zusammen. Sie lag hilflos auf dem Sitz, Passanten waren nicht in der Nähe.

Da tat der kleine Junge, ohne zu zögern, das einzig Richtige. Er war nämlich stolzer Besitzer eines Mobiltelefons, mit dem er lediglich vier gespeicherte Nummern von Familienmitgliedern wählen konnte. Damit rief er seinen Vater an. Keine zwei Minuten später hatte ich den Mann am Notruf, der mir mithilfe seines klugen Sohnes den genauen Standort des Autos durchgab, in dem die Allergikerin gerade um ihr Leben kämpfte.

Als der Notarzt eintraf, war die Frau schon nicht mehr ansprechbar. Ihr Leben hing am seidenen Faden. Die Notfallbehandlung schlug jedoch gut an. Mit stabilem Kreislauf kam sie in die Klinik. Wenig später erlangte sie das Bewusstsein wieder und nach zwei Tagen konnte sie die Klinik verlassen. Dass sie überlebt hat, hat sie allein ihrem Enkelsohn und seinem Handy zu verdanken.



Anspruchsdenken

Der moderne Mensch ist so ziemlich gegen alles versichert, was man sich an Unbill so vorstellen kann: Blitzschlag und Hochwasser, Diebstahl, Feuer, Erdbeben, Einbruch, Handyverlust, Laptopabsturz, Mundgeruch, böse Nachbarn, bissige Viecher, Schneesturm, gegen die eigene Dämlichkeit und gegen Krankheiten und Unfälle in sämtlichen Variationen sowieso. Im gleichen Maße wie die trügerische Allroundsicherheit scheint auch das Anspruchsdenken in den Himmel zu wachsen. So hoch, dass wir unsere Kundschaft zuweilen nur noch mit Mühe auf den Boden der Tatsachen zurückholen können.

Ein sehr schönes Beispiel für ein völlig überzogenes Anspruchsdenken erwischte mich im letzten Sommer. Und zwar in Form eines Anrufs von einer sehr energischen Mutter, die wohl niemals Widerspruch duldet: »Guten Tag! Ich brauche sofort einen Rettungswagen für meinen Sohn!«

Im Hintergrund höre ich ein Kind laut weinen.

»Was ist passiert?«

»Er ist gestürzt und mit dem Kopf aufs Pflaster gefallen. Er blutet am Kopf. Ich will, dass sich das ein Arzt mal ansieht.«

»Ist er bei Bewusstsein?«

»Das können Sie ja wohl hören!«

Oho, werte Dame! Was ist denn das für ein hässlicher Ton?

»Ich höre ein Kind weinen. Ich kann aber beim besten Willen von hier aus nicht beurteilen, ob das Ihr Sohn ist«, antworte ich etwas gereizt und merke sofort: Fehler! Ich bin ihr soeben geradewegs ins Messer gelaufen.

»Also wollen Sie jetzt mit mir diskutieren oder endlich mal einen Rettungswagen schicken? Wir zahlen viel Geld für die private Versicherung und da hat man doch wohl ein Recht auf adäquate Versorgung. Komm mein, Schatz, halt mal still. Der nette Doktor kommt gleich ...«

Ich frage genau ab, ob dem Sechsjährigen vielleicht übel ist, ob er Bewegungseinschränkungen oder irgendwelche Ausfallerscheinungen zeigt. Nichts davon ist der Fall. Das Weinen des Kindes ist mittlerweile einem hysterischen Plärren mit Schluchzen und Schluckauf gewichen. Da war der Schreck wohl größer als der Schmerz. Leichtsinnigerweise teile ich der Dame meine unmaßgebliche Einschätzung mit. Achtung! Volle Deckung! Ich habe nämlich plötzlich eine fauchende Tigerin am anderen Ende der Leitung:

»Sagen Sie mal, was bilden Sie sich eigentlich ein? Sie sind doch wohl kein Arzt, oder? Kriege ich jetzt endlich Hilfe oder nicht?«

Ich beschließe, ihren giftigen Ton einfach zu überhören und frage:

»Wo sind Sie?«

Sie nennt eine Adresse am Isarkanal. Ich fasse es nicht, die streitbare Lady steht genau vor einer chirurgischen Klinik samt Notfallambulanz, in der ihr Kind bestens aufgehoben wäre.

»Würden Sie bitte mit Ihrem Kind dorthin gehen?«, rate ich ihr und fange mir sofort die nächste Abfuhr ein.

»Es ist eine Frechheit, was Sie mir hier zumuten. Wofür werden Sie eigentlich bezahlt? Ich habe hier, wie gesagt, ein verletztes Kind und ich verlange auf der Stelle einen Rettungswagen. Ich kann Ihnen jede Menge Ärger machen ...«

Das reicht jetzt. Ich kann auch anders, gute Frau:

»Und jetzt hören Sie mir mal gut zu! Sie nehmen jetzt Ihr Kind und gehen auf der Stelle in diese Klinik. Sie könnten schon längst drin sein. Für eine leichte Schürfverletzung am Kopf bekommen Sie unter diesen Umständen keinen Rettungswagen. Der wird nämlich woanders dringender gebraucht. Haben Sie das verstanden oder war das jetzt zu viel Information für Sie?«

Den letzten Halbsatz hätte ich mir vielleicht lieber sparen sollen. Wenn diese Zicke sich jetzt über mich beschwert und das Band auf der Suche nach verbalen Entgleisungen abgehört wird, habe ich bald einen Termin bei unserem Leitstellenchef.

Statt einer Antwort legt sie empört schnaufend auf. Auch recht.

Später habe ich in der Klinikambulanz mal nachgefragt. Es war nur ein kleiner Kratzer, der mit einem Pflaster und einem Gummibärchen schnell erledigt war. In den Tagen darauf habe ich auf die Beschwerde gewartet, die aber wider Erwarten ausblieb. Mal wieder viel Wind um nichts. Typisch.